

«Wenn es ein Land gibt, wo ich mich heimisch fühle, dann in der Schweiz»

Der frühere Basler Theaterdirektor Schindhelm ist jetzt Autor, Filmemacher Lehrer und Berater

Von Raphael Suter

BaZ: Herr Schindhelm, vor zehn Jahren sind Sie als Direktor des Theaters Basel abgetreten. Mit welchen Gefühlen denken Sie an Ihre Basler Zeit zurück?

Michael Schindhelm: An Basel, die Stadt und die Basler habe ich sehr gute Erinnerungen. Ich habe in vielen Städten in verschiedenen Ländern gelebt und glaube, dass trotz allen Turbulenzen damals Basel der stabilste Ort in meinem Leben gewesen ist. Wenn ich in einer bestimmten Lebenssituation Rat bräuchte, würde ich ihn wahrscheinlich zuerst bei Menschen in Basel suchen, weil ich das Gefühl habe, dort am besten verstanden worden zu sein.

Haben Sie noch persönliche Kontakte nach Basel?

Der Faden ist nie abgerissen. Wenn ich das mit anderen Orten vergleiche, ist meine Verbindung nach Basel ziemlich stabil. Meine frühere Frau lebt ja noch da und auch eine Tochter. Selbst wenn wir uns nicht so häufig sehen, sind das enge Kontakte. Die Architekten Herzog & de Meuron sind treue Begleiter geblieben. Es gibt auch eine Reihe von Mitarbeitern am Theater, die mir noch immer nahe stehen. Und dann auch Zuschauer, die einem auf Twitter folgen oder zu Veranstaltungen, bei denen ich auf trete, anreisen. Bedauerlicherweise komme ich sehr selten nach Basel. Basel kommt eher zu mir – etwa über die Art Basel, die ja nun auch in Hongkong stattfindet, wo ich öfter bin.

Verfolgen Sie das Geschehen am Theater Basel noch?

Ich bin sehr selektiv geworden. Je älter man wird, desto grösser wird das Bedürfnis, Dinge wegzulassen. Nicht aus Ignoranz oder Überheblichkeit, sondern weil man seine Zeit und sein Gehirn unter Kontrolle halten muss. Ich lebe ja nicht mehr im deutschsprachigen Raum und ich lese immer weniger deutschsprachige Medien und – Entschuldigung – auch die Bas-

ler Zeitung nicht mehr so oft. Dadurch entgeht mir weitgehend, was in Deutschland und in der Schweiz passiert. Ich weiss eigentlich nichts über das Theater Basel heute, ausser dass es nach meinem Nachfolger Delonon jetzt wieder einen neuen Direktor gibt. Aber das sind Tempi passati.

Weshalb sind Sie 1996 dem Ruf nach Basel gefolgt?

In meinem Leben geht es mir weniger um Karriere, als um Lebenserfahrungen. Dass ich mich damals mit 34 Jahren für die Schweiz entschieden habe, hat viel mit Abenteuerlust zu tun. Ich wollte nicht einfach von einem Theater zum anderen gehen. Es war für mich der Schritt in ein anderes Land, in eine andere Gesellschaft und Kultur. Das Theater hat mich als Lebenserfahrung gereizt. Als Ort, der als Parallelwelt funktioniert und in dem andere Spielregeln gelten als draussen. Es ist ein generöser Freiraum, in dem viele Dinge infrage gestellt werden können. Das haben wir oft ausgereizt, manchmal vielleicht überreizt, aber das gehört dazu.

«Ich weiss heute nichts über das Theater Basel, ausser dass es einen neuen Direktor gibt.»

Nach Basel waren Sie für kurze Zeit Generaldirektor der Stiftung Oper in Berlin und haben danach dem Theater den Rücken gekehrt. Warum?

Das war eigentlich schon mit meinem Abschied von Basel absehbar. Auch wenn es zuerst so aussah, als wäre Berlin jetzt die nächste grosse Stufe auf der Karriereleiter. Ich habe mich damals einfach für ein Leben nach dem Theater entschieden. Ich hatte ja auch schon ein Leben vor dem Theater. Das Schönste vom Theater habe ich gehabt. Vor allem in Basel.

War denn die Situation in Berlin so anders, als Sie erwartet haben?

Viele Dinge, die in Basel funktionierten, gingen in Berlin nicht mehr. Meine Rolle war auch eine andere. Ich war nicht mehr der Intendant, sondern der Generaldirektor. Und das metropolitane Operngeschehen ist schon etwas anderes als der Dreipartnenbetrieb. Es ist viel kommerzieller und dem Mainstream ausgesetzt. Vor allem aber war der Job viel politischer. Die Stadt war in den 2000er-Jahren schon in einer grossen Depression. Man erkannte die riesigen Schuldenberge und dass die Stadt weder Gegenwart noch Zukunft hat. Und in dieser finanziellen Misere gab es drei Opern mit 400 Musikern – so viele wie nirgendwo auf der Welt, was pausenlos begründet werden musste. Und dies mit einem Finanzminister Sarrazin, der ein Populist par excellence ist. Er hat genauso wenig mitgespielt wie Wowerreit. Und dann war das Ganze auch so deutsch.

Wie meinen Sie das als Deutscher?

Ich bin bekanntlich in der DDR aufgewachsen und das war sowieso ein anderes Deutschland, das ich auch nicht sehr gemocht habe. Als dann die Wende kam, war das Spannende, dass alles drunter und drüber ging. Die ersten Jahre im Theater waren deshalb auch kein typisch deutscher Alltag. Als er 1994 dann wieder einigermaßen eintrat, bin ich weggegangen. Nachdem ich zehn Jahre später zurück gekommen bin, war dieser Alltag aber ständig da. Und der sah für mich sehr unattraktiv aus, im Vergleich mit dem Freiraum, der Verantwortung und Effizienz, die in Basel geherrscht haben. Das war bei allem Streit so viel sinnvoller und befriedigender gewesen als in Berlin, wo ich ständig das Gefühl hatte, nur ein Feigenblatt für eine verlogene, zauderhafte und populistische Politik zu sein, die vorgibt, Reformen anzustreben, aber eigentlich nichts verändern will.

Wie haben Sie auf diese Haltung reagiert? So deutsch war ich dann natürlich schon, dass ich konkrete Vorschläge gemacht habe, doch darauf war offenbar gar niemand vorbereitet und es interessierte auch nicht. Ich wollte aber Bestandteil eines Prozesses der Veränderung sein.

Hat Sie die Zeit in Berlin frustriert?

Ja, aber es war mehr als Frustration. Es war die Erkenntnis, dass ich in Deutschland nicht leben und arbeiten möchte. Mit dem neuen Deutschland habe ich nichts am Hut. Das ist vielleicht auch das Phänomen meiner Generation von Deutschen, die in der DDR aufgewachsen sind und sich nie dort zu Hause gefühlt haben. Ich habe meinen Lebensabschnitt zwischen 18 und 24 ausserhalb der DDR in der Sowjetunion verbracht. Bereits da habe ich gemerkt, wie schwierig es für mich ist, mich mit der künstlichen Identität der DDR abzufinden. Je mehr ich dann gereist bin, desto stärker habe ich festgestellt, dass es noch ein anderes Bild von Deutschland gibt.

Was war das für ein Deutschlandbild?

Die Zeit vor 1933, als Deutschland noch in Ordnung war und toll da stand. Das ist durch den Krieg unwiederbringlich zerstört worden. Auch wenn wir 1989 die Wiedervereinigung gefeiert haben, war das niemals mehr die Rückkehr zu dem, was vorher war. Ich gehöre nicht zu denen, die sagen, die Einheit ist falsch gelaufen. Sie konnte nur so laufen und es musste eine gehörige Portion Westdeutschland einfließen. Trotzdem bleibt die Identität als Deutscher für mich ziemlich abstrakt. Das Land, in dem ich aufgewachsen bin, gibt es gar nicht mehr, und das Land, das es heute gibt, kenne ich nur oberflächlich. Inzwischen fühle ich mich in Deutschland als Ausländer. Wenn es ein Land gibt, wo ich mich heimisch fühle, dann in der Schweiz. Es ist eine komische Fremdheit, wenn man in der Heimat fremd ist. Dann möchte man schon lieber in der Fremde fremd sein und geht beispielsweise nach Dubai.

2008 sind Sie Leiter der Dubai Culture and Arts Authority geworden. Was hat Sie an dieser Aufgabe gereizt?

Wieder die Abenteuerlust und nicht die Karriere. Zudem waren meine Kinder erwachsen und ich war in meinen Entscheidungen frei. Ich konnte zu diesem Zeitpunkt im Alter von 46 Jahren mit mir experimentieren. Das war ein Luxus. Die Zeit in Dubai war dann aber hart und unangenehm und in mancherlei Hinsicht auch zu viel. Aber ich habe diese Zeit oft mit meiner Studienzeit in Russland verglichen, wo ich wirklich eine Lebensschule bekommen habe. Jetzt wurde ich in Dubai nochmals richtig durchgeschüttelt. Alles wurde infrage gestellt. Rückblickend bin ich dafür sehr dankbar.

Weshalb ging Ihr Engagement schon im Sommer 2009 wieder zu Ende? Konnten Sie überhaupt etwas bewirken?

Ich glaube schon, dass eine Mission in Dubai möglich war. Immerhin ist die Dubai Culture and Arts Authority mit einigen Hundert Leuten entstanden. Mit jungen Menschen aus den Emiraten, die zu den Ersten gehörten, die die Bedeutung und den Sinn von Kultur verstanden haben. Die damaligen Entscheidungsträger haben das noch nicht verstanden, aber schon gespürt, dass es für eine Gesellschaft wichtig ist. Jetzt gibt es eine Generation, die dieses Kulturverständnis verinnerlicht hat. Es ist sehr viel passiert. Wenn Sie heute in diese Städte gehen, spüren Sie eine ganz andere Reife und ein Selbstverständnis. Es entsteht tatsächlich so etwas wie eine kulturelle Identität.

Wie wurde Ihr Engagement in Europa aufgenommen?

Interessant war die Reaktion des Westens auf die Kulturambitionen dieser Region und die Tatsache, dass jemand wie ich dorthin gehe. Man begegnete diesem Projekt von Beginn weg mit Misstrauen, Ablehnung und einer ungläubigen Ignoranz. Es wurde nie ernsthaft angenommen, dass da überhaupt etwas entstehen kann. Und wenn überhaupt, dann nur, damit die Leute dort viel Kohle machen können. So wurde ich auch mal als abgehalfterter Fussballtrainer des deutschen Theaters bezeichnet. Doch hinter solchen Reaktionen steht der postkoloniale Komplex, dass die Ölscheis nichts Gescheites mit ihrem Geld anzufangen wissen.

«In Dubai wurde ich als abgehalfterter Fussballtrainer des deutschen Theaters bezeichnet.»

Doch in Dubai steht vieles am Anfang, ist noch nicht ausgegoren, nicht gefestigt. Man weiss nicht, wohin es geht. Ein Start-up auf der Stufe einer Gesellschaft, einer Nation. Davon war ich Bestandteil. Man sitzt in einem Labor, wo eine neue Gesellschaft kreiert werden soll, die aber schon da ist. Das findet im Moment nicht nur in Dubai, sondern in all diesen Entwicklungsländern statt. Man weiss, alles muss sich ändern, aber man weiss nicht, welche Strukturen es dazu braucht. Deshalb schafft man neue Strukturen, die morgen schon wieder überholt werden. Diese stetige Transformation ist auch etwas Erschütterndes. Dazu gehört – wie ich es in Dubai erlebt habe –, dass plötzlich der Stecker rausgezogen wird, weil eine Finanzkrise dort einbricht, wo die Globalisierung am stärksten zugespitzt ist. Hier merkt man dann auch, wie klein die Welt ist und wie die Dinge zusammenkommen.

Wie sehen Sie das aus der heutigen Sicht?

Globalisierung ist eine Realität. Für Flüchtlinge gibt es keine Grenzen mehr. Vor zehn Jahren hätten wir den Chinesen noch eine Krise gewünscht, damit sie aufhören, uns mit Billigprodukten zu überschütten und die Welt zu verunreinigen. Jetzt beten



Zweijährige Dreharbeiten. Für die umfassende

wir, dass sich die Börse in China schnell erholt, damit unsere Aktien wieder steigen. So verändert sich die Welt.

In den letzten Jahren haben Sie als Kulturberater viel in Asien gearbeitet. Wie steht es da mit der kulturellen Identität? Ich war kürzlich wieder in Singapur. Die haben dort ihren eigenen Plan, gehen einen eigenen Weg. Natürlich haben sie Vorbilder im Westen, aber durch ihre 50-jährige Unabhängigkeit haben sie bereits bestimmte Prozesse hinter sich, die bei anderen beginnen oder noch gar nicht angefangen haben. Trotzdem ist Singapur daran, ein eigenes Gesellschaftsmodell aufzubauen, das – wenn es denn funktioniert – in anderen Ländern übernommen werden könnte. Länder wie China schauen sehr genau hin, was für sie übernehmbar wäre. Sie lernen nicht mehr vom Westen, sondern voneinander in Asien. Unsere Beteiligung an diesem Prozess ist dennoch wichtig. Gar nicht so bei urbanistischen Projekten, sondern bei sozialen Fragestellungen. Etwa wie man mit Geschichte umgeht oder wie Multikulturalität entsteht. Dabei geht es auch um die Frage, ob Demokratie immer die richtige Staatsform ist. In denjenigen Staaten, die wirtschaftlich am erfolgreichsten sind, ist das Interesse an der Demokratie sehr gespalten. Bei der Elite ist es nicht da und an der Basis ist es stark. Das kann zum Guten sein, aber auch zu einer Krise führen in einer Region, von der heute wirtschaftlich alle abhängig sind.

An was denken Sie konkret?

Hongkong ist ein gutes Beispiel. Hier werden die Spannungen auf die Spitze getrieben. Das kann zu einem Unruheherd oder zu mehr Freiheit führen. Auch in anderen Ländern wie Thailand wird immer deutlicher, wie es unter der Oberfläche brodeln. In der asiatischen Welt sehen die Menschen immer so freundlich aus, doch morgen können sie unvorstellbar grausam werden. Auch wir in Europa waren grausam, aber in andere Frieden zu schliessen. Unsere lange Geschichte von Krieg und Frieden hat zu einem Wertesystem geführt, das universell sein und auch von Menschen in anderen Kulturen adaptiert werden könnte. Wenn wir diese Werte aber nicht promoten und uns nicht einbringen in diesen Wettbe-

What a guy!

Uli Siggs Wirken und Sammeln in China als Dokumentarfilm

Von Raphael Suter

Zürich. «What a guy!», meinte Uli Sigg (69) entzückt, nachdem er in Zürich zum ersten Mal den fertigen Dokumentarfilm «The Chinese Lives Of Uli Sigg» gesehen hatte. Tatsächlich heroisiert ihn der Regisseur Michael Schindhelm in seinem Film beinahe. In der typischen Pose des Schlossherrn auf seinem Sitz in Mauensee begegnet ihm der Zuschauer zu Beginn des Films und macht sich mit ihm auf nach China, wo er erst als Wirtschaftsmann, dann als Botschafter und schliesslich als Sammler Furor macht.



Sigg im Film. Schindhelm folgte ihm nach China. Foto © aurorebelkinphotography/2015

Alle sind ob Sigg begeistert. Seine Mitarbeiter bei Schindler, der Vorgänger in der Botschaft, die Stararchitekten Jacques Herzog und Pierre de Meuron, der Pianist Lang Lang und natürlich die heute berühmtesten Künstler Chinas wie Ai Weiwei, Zeng Fanzhi, Cao Fei, Fang Lijun und Wang Guangyi schwärmen vom Schweizer in den höchsten Tönen als Visionär, Mentor und Freund. Da gibt es keinen kritischen Satz. Auch nicht über die umstrittene Doppelrolle als Diplomat und Sammler.

Michael Schindhelm macht sich von Mauensee aus auf die Spurensuche der frühen Jahre Siggs in China. Interessant

sind die Erfahrungen des damaligen Schindler-Manns bei den ersten Verhandlungen mit den Chinesen. Für beide Seiten war es völliges Neuland.

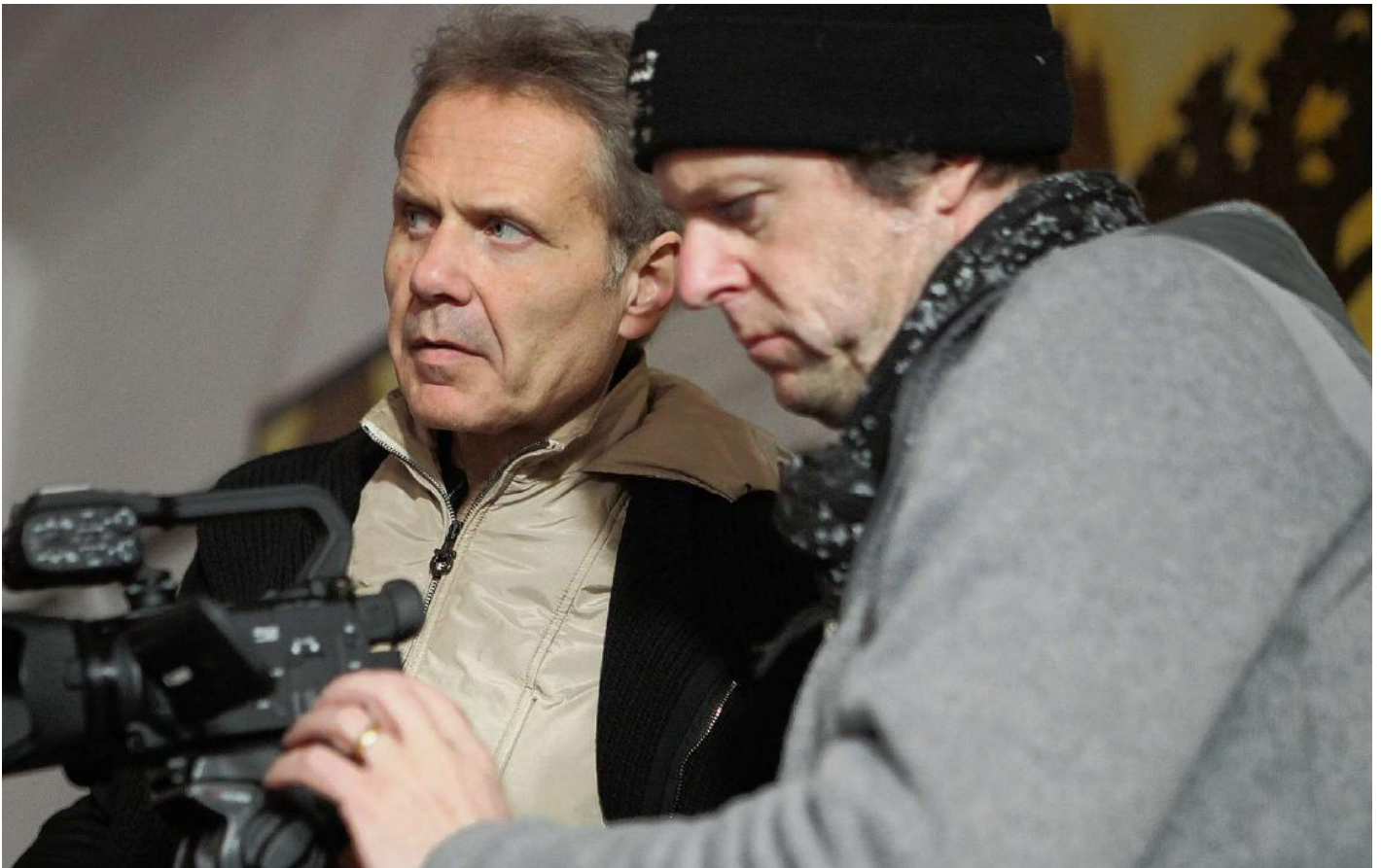
Doch Uli Sigg blieb nüchtern und geduldig, wie er sich auch im ganzen Film fast emotionslos gibt. Wenn er seine ehemaligen Mitarbeiter in der Botschafter begrüsst oder durch ein Künstleratelier schlendert, zeigt er kaum Regungen. Offenbar war dies sein Erfolgsrezept – am Verhandlungstisch wie im Umgang mit den Kunstschaffenden, die sich anfänglich nicht erklären konnten, weshalb sich ausgerechnet dieser kleine Schweizer für sie interessiert.

Die Einschätzungen, Kommentare und Erinnerungen der chinesischen Künstler gehören zu den spannendsten Momenten des etwas lang geratenen Films. Allerdings liegt auch hier wieder der Fokus auf Uli Sigg und weniger auf der Entwicklung des Kunstschaffens und des Kunstmarkts in China.

Schwieriger war es, die ersten Jahre Siggs in China zu rekonstruieren. Dank dem Material eines Mitarbeiters und anderen Zeitdokumenten gelingt es Schindhelm aber, den Aufbau Chinas in die Marktwirtschaft fassbar zu machen.

«The Chinese Lives Of Uli Sigg» ist eine Hommage an einen aussergewöhnlichen Menschen, der eher zufällig zu einem der grössten Kunstsammler dieser Welt geworden ist. Dass er den Grossteil seiner Sammlung an China respektive an Hongkong mit seinem Sonderstatus übergibt, macht ihm vollends zu einem «big guy».

Vorpremiere: «The Chinese Lives Of Uli Sigg» wird am 24. Februar um 18.30 Uhr im Beisein von Michael Schindhelm im Basler Kino Atelier gezeigt.



Dokumentation über den Schweizer Sammler, Geschäftsmann und Ex-Diplomaten Uli Sigg reiste Michael Schindhelm (55) mehrere Male nach Asien und befragte dort auch prominente Kunstschaffende. Foto Aureore Belkin

werb um gesellschaftliche Konzepte, dann dürfen wir uns auch nicht wundern, wenn sich diese Ländern anderen Konzepten zuwenden.

Und wie sieht das mit den Kulturmodellen aus?

Das gilt genauso für die Kultur. Man kann sich unterschiedliche Kulturmodelle vorstellen. Es gibt gute Gründe, wieso unser Kontinent so reich ist an Kultur. Trotz aller Krise steht Europa immer noch gut da. Es ist die Aufgabe der Kulturschaffenden, sich in den Wettbewerbe der verschiedenen Modelle einzubringen, der derzeit im Gange ist. Da spielt Amerika eine andere Rolle als Europa. Und auch China, Singapur oder der Mittlere Osten haben andere Modelle. Es wird nicht ein Modell auf der Welt geben. Aber wir dürfen in Asien nicht einfach als «Old Europe» angesehen werden. Sonst wird hier künftig nur noch Kunst und Kultur gemacht, mit der wir wenig anfangen können.

Sie verstehen sich aber nicht als weltlicher Heilsbringer, der die richtigen Kulturmodelle nach Asien bringt?

Nein. Man darf sich nicht zu sicher in seinen eigenen Anschauungen fühlen. Man entwickelt im Leben Gewissheiten und meint, so sei es. Doch dann stellt man wieder fest, dass es eben doch nicht so ist. Es ist dann eine Frage des Mutes und der Kraft, sich auf diese neue Wahrheit einzustellen. Ich selber habe bestimmte Dinge anders sehen gelernt. Das hat mir vielleicht im Dialog mit Menschen in anderen Kulturkreisen geholfen. Mein wichtigstes Element war, dass ich erst mal zugehört und viele Fragen gestellt, aber keine Antworten gegeben habe. Die Antworten waren später zusammengesetzt aus Teilantworten von dortigen Menschen. Wenn Sie so wollen, habe ich intellektuellen Diebstahl begangen, indem ich die Ideen der Leute vor Ort für mich verwendet habe. Es braucht aber beide Seiten. Den Betrachter, der von aussen kommt, und diejenigen, die vor Ort sind. Ob Sie es glauben oder nicht, aber das habe ich in Basel gelernt. Da bin ich auch von draussen gekommen, mit einer erst

dreijährigen Erfahrung als Theaterleiter. Da musste ich viel lernen. Es war eine doppelte Provokation: der Ossi in Basel und der Chemiker im Theater. Dadurch habe ich die andere Seite provoziert, sich einzubringen und zu verändern. Das war eine wichtige Erfahrung, die mir später immer wieder geholfen hat. In der zweiten Hälfte meiner Intendanz hat es mehr Schweizer Schauspieler gegeben als Deutsche. Das war einmalig in der Geschichte des Theaters Basel.

Sie sind heute Schriftsteller, Filmemacher, Berater, Lehrbeauftragter und vieles mehr. Verunsichern diese Etiketten Ihre Gegenüber?

In meiner Umgebung ist es vor allem unter jüngeren Leuten fast selbstverständlich, dass man nicht nur eine Sache macht. Der Direktor der Nationalgalerie von Singapur beispielsweise ist Politologe. In jungen Gesellschaften sind Sie gezwungen, auch andere Dinge und diese parallel zu machen. Dadurch, dass ich mich beruflich neu erfinden musste, passe ich in diese Entwicklung. Ich nehme heute aber immer weniger Beratermandate an. Ich lehre auch nur zum Thema kulturelle Globalisierung und versuche da keine akademische Theorie zu entwickeln, sondern Praxis zu vermitteln. Ich glaube, ich bin immer mehr zum Geschichtenerzähler geworden. Im letzten Jahrhundert wäre ich wahrscheinlich nur Autor gewesen, weil es heute aber noch andere Medien und Foren gibt, muss ich andere Ausdrucksformen bedienen. Es ist schwierig geworden, in einem einzigen Begriff zusammenzufassen, was ich heute beruflich verkörpere.

Wieweit sind Sie auch im Dokumentarfilm «The Chinese Lives Of Uli Sigg» ein Geschichtenerzähler?

Es gibt unterschiedliche Dokumentarfilme. Die einen erzählen eine Geschichte aus der Gegenwart. Beim Film über das Olympiastadion in Peking sind wir ständig mitgelaufen und haben alles dokumentiert, was zwischen den Architekten Herzog & de Meuron, der chinesischen Regierung und Ai Weiwei stattfand. Im Fall von Uli Sigg gehe ich aber in die Vergangenheit. Ich versuche etwas, das nicht mehr da ist, zum Leben zu erwecken. Uli Sigg war sehr früh an dieser Transformation, über die ich gespro-

chen habe, beteiligt. Das China der 80er- und 90er-Jahre, in der er anfänglich tätig war, gibt es heute nicht mehr. Diese Gesellschaft ist nicht mehr da, obwohl sie die Voraussetzung des Chinas von heute ist. Ich musste deshalb andere Mittel suchen, um diese Geschichte erzählen zu können. Es geht wie in einem Roman darum, eine Geschichte, wenn auch eine nicht fiktive, zu rekonstruieren. Dieser Film rekapituliert etwas. Die Biografie von Uli Sigg war für mich eine Art Drehbuch für einen Film darüber, wie Uli Siggs Biografie in die Zeitgeschichte eines Landes eingebettet ist, das wir als das wichtigste des 21. Jahrhunderts einschätzen müssen.

«Ich glaube, ich bin immer mehr zum Geschichtenerzähler geworden.»

Wie lange haben die Dreharbeiten gedauert?

Wir haben vor gut zwei Jahren begonnen. Uli Sigg hat mich irgendwann mal in Dubai besucht, da war ich bereits am Masterplan von Hongkong beteiligt. Dabei haben wir über einen Standort für seine Sammlung gesprochen, doch Uli Sigg zeigte sich für Hongkong pessimistisch. Als dann 2012 der Entscheid gefallen war, wurde mir klar, dass seine Mission erfüllt ist und es der richtige Zeitpunkt ist, um die Geschichte von Uli Sigg zu erzählen. Vorher hätte man sich gefragt, was macht der Mann denn nun mit bald 70 Jahren und 2000 Werken auf seinem Schloss in Mauensee? Diese Frage hätte der Film früher nicht beantworten können, doch jetzt gibt es die Antwort. Man konnte die Geschichte nicht nur aus der Vergangenheit rekonstruieren, sondern ihr auch einen visionären Ausblick geben. Auch wenn das Museum noch gar nicht da ist.

War Uli Sigg stark an den Dreharbeiten beteiligt?

Ich führte mehrere Tage intensive Gespräche mit ihm, und das war dann die Ausgangsbasis für das spätere Skript. Ich habe Uli Sigg fast wie einen Akteur das Ganze nachspielen lassen.

Hätte man nicht auch noch die Eröffnung des Museums M+ mit Siggs Sammlung im Jahr 2019 abwarten können?

Ja sicher. Das hätte aber bedeutet, dass wir erst in zwei Jahren angefangen hätten, und dazu fehlte mir die Geduld. Als wir mit den Dreharbeiten begonnen haben, war noch die Rede von 2017 als Eröffnungsdatum, und schon da hatte ich grosse Bedenken. Jetzt soll es 2019 eröffnet werden. Das Museum ist aber nur der Schlussakt. Die Leistung von Uli Sigg ist es, dass er dieses Leben gelebt hat. Vor allem die ersten zwei Jahrzehnte in China. Deshalb wird dieser Teil ein wichtiger Teil des Films gewidmet. Uli Sigg ist für mich derjenige, der die Marktwirtschaft nach China gebracht hat. Das wird in der Schweiz zu wenig wahrgenommen. China, das heute so stark ist, hat sich für den Weg der Marktwirtschaft entschieden, und am Anfang dieses Weges stand ein Schweizer. Damit will ich nicht seine grossartige Sammlertätigkeit kleinmachen, aber man muss auch sagen, was vorher war.

Und was ist Ihr nächstes Projekt?

Wenn man alle drei Jahre ein neues Buch macht, tut man das immer wieder in einem neuen Verlagsumfeld. Auch hier ändern sich die Dinge so schnell. Ich habe eigentlich ein fertiges Manuskript, aber das Bedürfnis, mich verlagstechnisch neu zu orientieren. Das einzige künstlerische Ausdrucksmittel, das ich habe, ist meine Sprache. Und die ist Deutsch. Ich schreibe nicht in Englisch, obwohl ich heute mehr Englisch spreche als Deutsch. Insofern bin ich an eine deutschsprachige Leserschaft und Verlagswelt gebunden. Da ich aber nicht in diesem Raum zu Hause bin, bin ich nicht mehr so im Geschäft. Aber auch meine Geschichten und Themen haben sich verändert. Ich lebe nicht mehr unter denjenigen, für die ich schreibe, und das ist auch ein neues Phänomen, das mit der kulturellen Globalisierung zu tun hat. Nach «Roberts Reise» hatte ich meine Leserschaft. Jetzt weiss ich nicht mehr so recht, für wen ich meine Bücher schreibe. Literatur ist ein gefährdetes Disziplin. Trotzdem kommt ein neuer Roman von mir.



Schindhelm in Basel. Von 1996 bis 2006 war er Direktor des Theaters Basel. Foto Dominik Pilsas

Ein Mann mit vielen Talenten

Der 1960 in der DDR geborene Michael Schindhelm studierte in der UdSSR Quantenchemie und arbeitete dann als freier Übersetzer und Schriftsteller. 1990 wurde er Intendant der Bühnen der Stadt Gera. 1996 wählte ihn der Verwaltungsrat der Theatergenossenschaft zum Direktor des Theaters Basel. Hier wirkte er bis 2006, als er zum Generaldirektor der Stiftung Oper in Berlin ernannt wurde. Von 2008 bis 2009 war Schindhelm Kulturdirektor der Dubai Culture and Arts Authority. Seither ist er Kulturberater und Kurator für verschiedene internationale Organisationen. Mit seinem Buch «Roberts Reise» war er 2000 auch als Autor erfolgreich, seither folgten mehrere weitere Bücher. Michael Schindhelm arbeitet zudem als Dokumentarfilmer. Nach einem Film über die Entstehung des von Herzog & de Meuron gebauten Olympiastadions in Peking 2008 hat er jetzt einen Film über den Schweizer Unternehmer, Ex-Botschafter und Kunstsammler Ueli Sigg gedreht. Schindhelm lebt heute im Tessin und in London. ras